

„Mag der Körper doch im Grabe ruhn, für die Seele gibt es keine Gruft“¹

Neuzeitliches Bestattungsbrauchtum im Spiegel protestantischer Gruftanlagen

Andreas Ströbl
& Dana Vick

Während der Lüneburger Tagung der DGAMN im Jahr 2006 mit dem Thema „Archäologie der frühen Neuzeit“² wurde eine nach wie vor mangelhafte interdisziplinäre Zusammenarbeit in der archäologischen Praxis beklagt. Für die Sepulkralforschung der frühen Neuzeit hingegen ist Interdisziplinarität ein wesentliches Charakteristikum. Die kaum erforschten Grüfte gehobener sozialer Schichten bieten ein reiches Forschungsfeld für die Disziplinen Archäologie, Kunstgeschichte, Anthropologie, Volkskunde, Geschichte und Religionswissenschaft sowie Botanik und, in Einzelfällen, forensische Entomologie. Die Befunde müssen in ihrer Komplexität und ihrer Einbettung in den soziohistorischen Kontext verstanden werden.

Allerdings steht die Klassifizierung der vielfältigen Gruftformen aus der Zeit des 16. bis 19. Jahrhunderts am Anfang und der Wissensstand über die mit der Bestattung verbundenen Rituale und deren theologische oder volksgläubische Hintergründe ist noch relativ oberflächlich. Zwei grundsätzliche Aspekte, nämlich der historische Beginn der Gruftbestattungen und die Frage, ob Grüfte über den dynastisch-repräsentativen Charakter hinaus zur besseren Konservierung des Leichnams dienen sollten, sind noch völlig ungeklärt.

In der Literatur herrscht bereits bei der Definition des Begriffs Uneinigkeit, da bis in die Jetztzeit hinein „Gruft“ synonym für „Grab“ verwendet wird. Der Klarheit zuliebe sollte als Gruft ein ausgemauertes Grab bezeichnet werden, das nicht mit Erde verfüllt wird.

Charakteristisch für die Sepulkralkultur ist das Spannungsfeld zwischen konservativem Beharren und Traditionsbrüchen, was sich auch auf Gruftbestattungen anwenden lässt. Eine scheinbar praktikable Klassifizierung ist stets fraglich, da sich für jede scheinbar erkannte Regelmäßigkeit auch im Bereich Grüfte nachweislich vielfältige Ausnahmen finden lassen.

Zu beobachten sind Grundformen, in die sich neuzeitliche Gruftanlagen gliedern lassen:

- Einzelgrüfte des Klerus und Adels (bereits im Mittelalter)
- *Campisanti* mit Grufthäusern (16. und 17. Jahrhundert)
- Grüfte des Hochadels beziehungsweise Fürstengrüfte (spätestens ab dem 16. Jahrhundert)
- Grüfte des niederen Adels (spätestens ab dem 16. Jahrhundert)
- Klostergrüfte (ab dem 17. Jahrhundert)
- große städtische Kirchengrüfte (ab dem 18. Jahrhundert)

Des Weiteren können sie nach baulichen Unterschieden eingeteilt werden:

- Ist das Gewölbe beziehungsweise sind die einzelnen Kammern begehbar?
- Gibt es ein Gleichheitsprinzip oder sind die einzelnen Grüfte individuell gestaltet?
- Befindet sich die Gruftanlage innerhalb oder außerhalb einer Kirche?

Einstellige Kirchengrüfte, also gemauerte Grabkammern für die Aufnahme des Sarges eines einzelnen hohen Klerikers oder weltlichen Würdenträgers, sind aus dem gesamten Mittelalter hinlänglich bekannt. Die Verbindung der Faktoren Ort, exponierte soziale Stellung und Einzelbestattung trennt diese Art von Grüften von der eigentlichen Gruft der Neuzeit, wobei hier

¹ Aus einer Sarginschrift der Gruft unter der Hamburger Hauptkirche St. Michaelis, Kammer C⁵, datiert 1805.
² Ströbl/Vick 2007a.

die Grenzen fließend sind. Einstellige Grüfte sind bis heute in Gebrauch, werden aber seit dem 16. Jahrhundert auch durch wohlhabende Bürger erworben und sind nicht mehr allein dem Adel vorbehalten.

Eine wesentliche Neuerung war die Trennung der Gruft vom Kirchenraum, sei es, dass Grüfte als selbständige Räume unterhalb einer Kirche angelegt oder an diese angebaut wurden oder dass Friedhöfe vollständig vom Kirchenareal getrennt eingerichtet wurden.

Nähere Betrachtung verdienen die im 16. Jahrhundert entstandenen *Camposanto*-Friedhöfe. Ein solcher Einschnitt wie die Verlegung des Bestattungsbereiches weg von der Kirche als sakralem Zentrum benötigt eine dementsprechende Rechtfertigung. Zwingende praktische Gründe waren Seuchen, die ein erhöhtes Leichenaufkommen hervorriefen und aufgrund der Gefahr der Ansteckung die Beerdigung der Toten außerhalb des Siedlungsareals erforderten. So entstanden ab dem 15. Jahrhundert Pestfriedhöfe. Dem Makel des unheiligen, ungeweihten Bereichs begegnete Luther 1527 in seiner Schrift „*Ob man vor dem Sterben fliehen möge*“, in der er, abgesehen von den hygienischen Gründen, die theologische Legitimation eines außerstädtischen Friedhofes entwarf. Ein solcher Friedhof sei, ebensogut wie der an einer Kirche, „*ein feiner stiller Ort [...] darauf man mit Andacht gehen und stehen kann*“³ Auffällig ist, dass hier nicht mehr die Toten im Mittelpunkt stehen, sondern die Hinterbliebenen, denen der Friedhof ein Ort des Trostes sein soll. Besonders in Mitteldeutschland entstand eine Reihe derartiger Friedhofsanlagen, die in den meisten Fällen durch eine Mauer mit einem nach innen offenen Bogengang, die ein hofartiges Feld umschloss, charakterisiert sind.

Unter den *Campisanti* in Arnstadt (1537), Altenburg (1552), Buttstädt (1592), Eisfeld (1554), Eisleben (1538), Gera (1556), Halle (1594), Saalfeld (1553) und Weida (1564) ist der Hallenser nicht nur der bekannteste, sondern auch der am besten erhaltene. Bis auf diesen und die Eislebener und Buttstädter Beispiele ist von den anderen nichts mehr überliefert oder es sind lediglich wenige Reste zu sehen. Zur Zeit ihrer Entstehung und Belegung nannte man diese Friedhöfe zumeist „Gottesäcker“. Der Begriff *Camposanto* ist, in Anlehnung an den Camposanto in Pisa aus dem 13. Jahrhundert, erst im 19. Jahrhundert auf die hiesigen Friedhöfe übertragen worden.

Die Trennung von Kirche und Friedhof hatte auch Folgen für die rechtliche Lage. Jetzt war nicht mehr die Kirche, sondern die Stadt für den Bau und die Instandhaltung der Friedhöfe verantwortlich.

Wie an der Architektur des Hallenser Stadtgottesackers gut abzulesen, entstand eine Hierarchie der Grabstätten, indem die umgebenden Arkaden die Möglichkeit boten, dort Familiengrüfte einzurichten. Nun stand dem gehobenen Bürgertum der Weg zu einer repräsentativen Grabstätte offen, die weit mehr war als nur ein Familiengrab. Hier schlug sich ein in dieser Form erst seit der Renaissance wahrzunehmendes Selbstbewusstsein nieder; man zeigte in seinen Begräbnisstätten, was man im Leben gewesen war.

Es liegt nahe, die Entstehung und weitere Geschichte der Gruftanlagen in konfessioneller Bindung zu verstehen. In der Tat stehen prominente Beispiele in protestantischem Kontext, aber eine der frühesten Kirchengrüfte befindet sich unter der katholischen Michaelerkirche in Wien,⁴ wo ab 1560 Familiengrüfte entstanden. In der Michaelergruft liegen außer Angehörigen des Adels auch wohlhabende Bürger, insgesamt rund 4000 Bestattungen. Ebenfalls in Wien befindet sich die Grablege der katholischen Habsburger, die berühmte Kapuzinergruft mit 138 Bestattungen.

Die Fürstengrüfte, insbesondere die Grablegen des Hochadels, sind eindrucksvolle Monumente der Herrscherhäuser, in denen, wie als Überhöhung einer Ahnengalerie, die Vorfahren selbst ausgestellt sind. Charakteristisch ist die Anbindung an eine wichtige Kirche wie beispielsweise einen Dom oder eine Klosterkirche sowie die erweiterten räumlichen

3 Luther 1901.
4 Rainer 2005.

Dimensionen, also die Begehbarkeit und Möglichkeit mehrfacher Belegungen. Voraussetzung hierfür ist eine gute Durchlüftung durch Fenster oder Luftschächte, da die Bestattungen austrocknen sollten. Dies war dem schon vor der Aufklärung entstandenen Hygienebewußtsein geschuldet, da man die schädlichen Verwesungsdünste fürchtete.

Die museale Präsentation dieser Gräfte, die heute touristisch genutzt werden, entspricht dem repräsentativen Gestus der Anlagen. Diese Gräfte werden im Allgemeinen fachlich entsprechend betreut und sind, zumindest unter kunsthistorischen Aspekten, dokumentiert. Die Daten zu den Baubefunden und den Bestatteten sind bekannt.

Spätestens im Lauf des 16. Jahrhunderts, wahrscheinlich aber bereits seit dem 15. Jahrhundert, entstanden kleinere Gräfte des niederen Adels, also Familiengrablegen im dörflichen bis kleinstädtischen Kontext. Wie viele Gräfte unter oder an Dorfkirchen noch bestehen, ist völlig unerforscht. Bei Untersuchungen im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts fiel die Aufmerksamkeit immer wieder auf vergessene Grablegen und leider verschwinden noch immer vollständig erhaltene Gruftinventare ohne jegliche Dokumentation. Es mag Hunderte oder Tausende von solchen Gräften mit hervorragender Erhaltung der Bestattungen gegeben haben; die zum Teil aus der Literatur des 19. Jahrhunderts bekannten Mumiengräfte sind meist ausgeräumt, geplündert oder schlichtweg verfallen und verschüttet. Meist bestehen diese Gräfte aus einer oder zwei Kammern und sind entweder ebenerdig oder, in den meisten Fällen, unterirdisch mit einer Kirche verbunden.

Ein frühes Beispiel einer adeligen Familiengrablege ist die Gruft derer von Bredow in Rheinsberg nördlich von Berlin, die Achim von Bredow im Jahr 1568 unter den Chor der St. Laurentiuskirche einbauen ließ. Mit Sicherheit ist diese begehbare Gruft, die als Grablege einer ganzen Familie diente, nicht die erste Gruft dieses Typus' in Norddeutschland gewesen.

Das an den Dom zu Brandenburg an der Havel im Jahr 1695 angebaute Schlabrendorff'sche Gruftgewölbe ist ein Beispiel für eine ebenerdige Familiengruft. Der Zugang erfolgt vom Kircheninneren aus und besteht aus einem prunkvollen Portal. Eine interdisziplinäre Untersuchung der gut belüfteten Gruft fand 2002 statt, wobei Särge und Inhalte dokumentiert werden konnten.⁵

Die Gruft derer von Arnim unter der Kirche St. Marien auf dem Berge in Boitzenburg bei Prenzlau ist eine zweigeschossige Anlage aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Die Familie von Arnim stand im 17. und 18. Jahrhundert fast stellvertretend für die Uckermark. Seit Jahren ist eine Dokumentation des Inventars geplant, was aber bislang aufgrund der Uneinigkeit der Besitzer nicht durchgeführt werden konnte.

Die Gruft derer von Hansing und von Grone in Wettbergen⁶ im ländlichen Südwesten von Hannover wurde um 1700 unter dem im Westen der Kirche liegenden Turm eingebaut. Im vergangenen Jahr konnten nicht nur das Inventar dokumentiert, sondern die Gruft teilweise restauriert und so wieder interessierten Besuchern zugänglich gemacht werden. Außer den eindrucksvollen durchbrochen gearbeiteten Wappenblechen bot die Gruft noch weitere Details, die später noch erwähnt werden sollen.

Unter der Barbarakapelle im Kloster Lüne in Lüneburg befindet sich eine Gruft,⁷ in der über 200 Jahre lang die Äbtissinnen des Klosters beigesetzt wurden. Die erste Bestattung fand im Jahr 1634 statt, die letzte 1838. Auch diese Gruft konnte vor einigen Jahren dokumentiert und restauriert werden. Vom bestatteten Personenkreis betrachtet handelt es sich eigentlich um eine Adelsgruft, da die Äbtissinnen sämtlich den landadeligen Familien um Lüneburg entstammten. Darin und von der Bauart ähnelt sie den vorher genannten Beispielen.

Im Lauf des 17. und 18. Jahrhunderts ist eine zunehmende Personalisierung auch in den Grabstätten des Bürgertums zu beobachten. Wohlha-

5 Krebs 2004/05; Ströbl 2004/05; Wittkopp 2004/05; Diane 2004/05; Jungklaus 2004/05.

6 Ströbl/Vick 2009.

7 Ströbl/Vick 2007b.



Abb. 1: Quedlinburg, St. Wiperti-Friedhof. Die obere Terrasse mit den Gruftbauten (18. bis 19. Jahrhundert).

bende Bürger errichteten sich zunehmend repräsentative Grabstätten und Familiengrüfte. Der Nikolaifriedhof in Görlitz gilt als einzigartiges Beispiel frühneuzeitlicher protestantischer Friedhofskultur. Besonders markant sind außer den Grabmalen und Epitaphien die Grufthäuser aus dem 17. und 18. Jahrhundert, von denen noch 17 existieren. Eine Dokumentation der Gruft der Familie Gehler konnte begonnen werden und es harren noch zahlreiche Grüfte der Untersuchung.⁸

Der St. Wiperti-Friedhof und der angrenzende Servatiifriedhof in Quedlinburg können mit einer europaweit einzigartigen Terrassenanlage mit zahlreichen Familiengrüften aufwarten (Abb. 1). In der unteren Reihe des Wiperti-Friedhofs befinden sich 20 Kammern, in der oberen 22, zuzüglich fünf beziehungsweise sieben Kammern, die über Eck angelegt sind. Wahrscheinlich sind die meisten Kammern respektive beide Terrassen in den späten 1780er Jahren entstanden. Zumeist dürften die Grüfte von adeligen Familien und Vertretern des reichen Bürgertums erworben worden sein. Nur dem beherzten und langmütigen Einschreiten eines einzelnen Bürgers ist es zu verdanken, dass der gesamte Friedhof in den 1960er Jahren nicht zu einem Parkplatz umgestaltet wurde. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite liegt der St. Servatii-Friedhof, der eine ähnliche Reihe von Familiengrüften aufweist, die aber wahrscheinlich erst im 19. Jahrhundert beginnen. Bemerkenswert ist die große Gruft der Familie Mette aus den 1890er Jahren, die eine fast lückenlose Belegung bis hin zur Gegenwart aufweist. Die Anlage ist bisher niemals wissenschaftlich untersucht und vermessen worden, obwohl die St. Wiperti-Kirche zum UNESCO-Weltkulturerbe gehört und die barocke Gruftanlage nördlich der Alpen keine Entsprechung hat.

Sonderfall einer späten einstelligen Kirchengruft ist die Bestattung eines wahrscheinlich adeligen Studenten um 1766 in der Göttinger Paulinerkirche, damals bereits Universitätskirche. Die Gruft ähnelt von der Anlage her stark den mittelalterlichen Vorbildern; die derart exponierte Bestattung eines Studenten allerdings ist als eindeutig neuzeitlich anzusprechen.⁹

Seit dem 17. Jahrhundert gibt es bürgerliche Familiengrüfte und Einzelgrüfte auf Friedhöfen, eine Entwicklung, die im 18. und vor allem 19. Jahrhundert ihren Höhepunkt erlebt. Eine Gruft wie die von Friedrich Rehren aus dem Jahre 1900 auf dem Michaelisfriedhof in Lüneburg¹⁰ ist dafür ein typisches Beispiel. Auch dieses späte Beispiel bietet interessante Einblicke in ein nahezu modernes Bestattungsbrauchtum, das aber seine Wurzeln noch tief in der Vergangenheit hat.

8 Ströbl/Vick 2010.

9 Ströbl 2003.

10 Ströbl/Vick 2008.

Im Jahr 1703, kurz nach der Gründung des preußischen Staates, wurde die zweitwichtigste Gruft Preußens, das Gewölbe unter der Parochialkirche in Berlin geweiht.¹¹ Bis 1878 wurden hier 560 Personen der reformierten Gemeinde Berlins beigesetzt: Angehörige des Stadtadels, des wohlhabenden Patriziertums, Magistratsbeamte, Wissenschaftler, Ärzte, Hofprediger und ihre Familien finanzierten mit dem Kauf ihres Bestattungsplatzes Bau und Betrieb der Kirche und fanden dort ihre vermeintlich letzte Ruhe. In der äußeren Ausdehnung grundrissgleich mit dem aufgehenden Gebäude verfügt die Souterrain-Anlage über zwei Gänge in Nord-Süd- und Ost-West-Richtung, von denen insgesamt 30 Kammern abgehen. Die einzelnen Kammern sind separat begehbar, die ganze Anlage wird durch ein ausgeklügeltes Fenstersystem belüftet. In den Nachkriegsjahrzehnten wurde die Gruft immer wieder geplündert. Es gab noch in den 1990er Jahren Pläne, die Gruft zwecks einer Fremdnutzung zumindest größtenteils zu beräumen; ab 1999 konnte das Inventar interdisziplinär dokumentiert werden.

Das Hamburger Wahrzeichen, die Hauptkirche St. Michaelis („Michel“), verfügt ein in den Dimensionen wohl weltweit einmaliges Gruftgewölbe.¹² Insgesamt 268 Kammern reichen unterhalb eines begehbaren Kellerbereichs, der der gesamten Grundfläche der Kirche entspricht, 4 m in den Erdboden hinunter. In der Belegungszeit während der Jahre von 1762 bis 1817 wurden über 2000 Personen mit bis zu 100-jähriger Liegezeit in der Gruft bestattet. Prominentester Beigesetzter ist der Komponist Carl Philipp Emanuel Bach. Ähnlich wie im Berliner Beispiel wurde mit dem Kauf des Begräbnisses der Kirchenbau mitfinanziert. Die einzelnen Kammern sind unterteilt in Familien-, Kirchen- und Bruderschaftsgräber, die allesamt durch je zwei Sandsteinplatten, zumeist mit Inschrift, abgedeckt sind. Zwecks nötiger Einblicke in den Baukörper wurden von 2004 bis 2008 61 Gruftkammern dokumentiert. Die Besonderheit bei Besuchen der Michel-Gruft liegt in der angenehmen Mischung aus räumlicher Nähe zu den Bestatteten und der hanseatisch-nüchternen Distanz, die durch die Abgeschlossenheit der Kammern und die Gleichförmigkeit der Sandsteinplatten gegeben ist.

Grüfte bieten unvergleichliche Einblicke nicht nur in ein komplexes Materialspektrum, sondern in eine in vieler Hinsicht weitgehend unbekannte Kultur des Abschiednehmens, diverser Vorkehrungen und der Einstellung zum Leichnam.

Die reiche und individuelle Gestaltung der Särge ist in Grüften oft bis ins kleinste Detail erhalten. Bemalungen und Beschriftungen erscheinen oft noch farbfrisch und sind in vielen Fällen lediglich von Staub bedeckt. Viele der Schlabrendorffer Särge sind mit bunt bemalten Wappenblechen versehen, wovon einige das ganze Kopfhaupt bedecken – eine repräsentative Zier, die in dieser speziellen Machart aus keiner anderen Gruft bekannt ist. Genuin protestantisch ist die Betonung des Wortes auf den fast vollständig mit aufgemalten Inschriften bedeckten Särgen des 17. Jahrhunderts in der Lüneburger Äbtissinnengruft. Metallene Sargbeschläge sind zwar auch im Erdbefund überliefert, aber in den meisten Fällen durch Korrosion stark beschädigt oder völlig zerstört. Gerade bei nicht durch Authentiken datierten Särgen ist eine Lesbarkeit der Ornamente Voraussetzung für eine Chronologie und Typologie. Höchst fragile Details wie in Wettbergen, wo die Inschriften der Barocksärge mit einzelnen Weichmetallettern an die Särge angebracht sind, wären im Erdbefund ebenfalls verloren (Abb. 2).

Prächtige textile Bespannungen und Draperien aus Samt und Seide zieren in mehreren Grüften die Särge, wie viele Beispiele unter anderem aus der Michelgruft zeigen. Gerade das Zusammenspiel der kostbaren Stoffe mit den funkelnden Metallbeschlägen dürfte seine repräsentative Wirkung bei Trauerzug und Aufbahrung nicht verfehlt haben. Eine Besonderheit aus dieser Gruft sind große Kronen aus Weichmetall, die auf



Abb. 2: Hannover-Wettbergen. Inschrift aus einzelnen Metalllettern am Fußhaupt eines Sarges aus dem Jahr 1761 in der Gruft derer von Hansing und von Grone, Zinn-Blei-Legierung.

11 Jungklaus u. a. 2002.

12 Ströbl/Vick 2011.



▲ Abb. 4: Berlin-Mitte, Gruft unter der Parochialkirche. Kindersarg mit Sichtfenster.

▶ Abb. 3: Hamburg, Gruft unter der St. Michaelis-Kirche. Krone, Zinn-Blei-Legierung, H 25 cm.



den Deckelplatten befestigt waren. Sonst aus Grabstätten des Hochadels bekannt, dürften diese Würdezeichen Zeichen hanseatischen Selbstbewußtseins darstellen (Abb. 3).

Auch Särgе mit Sichtfenstern haben sich in einigen der untersuchten Grüfte erhalten. Durch diese Fenster konnten die Hinterbliebenen bewusst Abschied vom Toten nehmen, ohne direkt in Berührung mit dem Leichnam zu treten (Abb. 4). Diese Fenster waren offenbar in den meisten Fällen mit einer Glasscheibe verschlossen.

Särgе werden im Allgemeinen zugeschraubt, seltener zugenagelt. Es werden aber immer wieder verschließbare Särgе mit Scharnieren beobachtet. Entweder besitzen sie ein festes Schloss am Untersarg oder ein Vorhängeschloß. Beide Typen können zeitgleich in der gleichen Gruft auftreten wie zum Beispiel in Hannover-Wettbergen (Abb. 5 und 6). Andere Beispiele für diese Art des Sargverschlusses sind aus der Gruft unter der Parochialkirche in Berlin oder aus der Gehlergruft auf dem Nikolai-friedhof in Görlitz bekannt. Das einzige bekannte Beispiel, bei dem sich der Schlüssel erhalten hat, steht in einer der Gruftkammern auf dem St. Wiperti-Friedhof in Quedlinburg. Der Schlüssel gehört zu einem Metallsarg und zeigt in feiner Gußarbeit die Symbole für Glaube (Kreuz), Liebe (Herz) und Hoffnung (Anker) (Abb. 7). Weshalb manche Särgе auf diese Weise verschließbar waren, ist nicht überliefert. Ein Schloss ist dann sinnvoll, wenn man sich zum einen den erneuten Zugang zum Inneren des Sarges ermöglichen, diesen zum anderen aber auch auf den Besitzer des Schlüssels begrenzen wollte. Ob dieser Umstand, ähnlich wie im Fall

Abb. 5 und 6: Hannover-Wettbergen. Zylinder-schloss von einem Kindersarg aus der Gruft derer von Hansing und von Grone, um 1800.

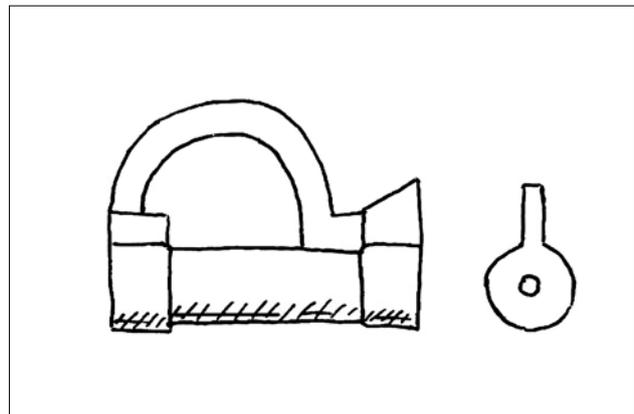




Abb. 8: Hamburg, Gruft unter der St. Michaelis-Kirche. Schmetterling als Sargzier, Zinn-Blei-Legierung, B 7,5 cm, H 3,5 cm.

der Sichtfenster, mit dem Abschiednehmen in Verbindung zu bringen ist, bleibt zu klären.

Die Bettung der Leichname kann aus verschiedenen Materialien bestehen. Für das 18. und 19. Jahrhundert sind verschiedene Fälle aus mittel- und nordeuropäischen Gräften belegt, in denen diese Bettung aus Hopfenblüten bestand. Dieses Material war saugfähig, wohlriechend, antibakteriell und sollte dem Toten wohl zu einem ruhigen ewigen Schlaf verhelfen.¹³

Auch andere pflanzliche Beigaben erhalten sich gut in Gräften. Kränze aus Buchsbaum und Tannenzweigen symbolisieren als immergrüne Pflanzen das ewige Leben, solche aus Kolbenbärlapp und Schönem Widertonmoos gelten als gefahrabwehrend. Ob man in diesen Fällen den Leichnam schützen wollte oder diesen selbst als gefährlich empfand, mag dahingestellt sein. Dies gehört zu den mannigfaltigen Aspekten, die noch fast unerforscht sind. Solches Brauchtum ist bis in die jüngste Zeit tradiert worden, wie das Lüneburger Beispiel von 1900 zeigt. Nicht nur ein womöglich zierender Buchsbaumkranz, sondern auch Fichten- und Lebensbaumzweige im Sarg selbst sind zu finden.

Offensichtlich über einen Zeitraum von fast 200 Jahren wurde in der Lüneburger Äbtissinnengruft die Beigabe von Hühnereiern gepflegt. Bei der Dokumentation wurden in fünf Särgen Eier gefunden, die entweder neben oder unter den Leichnamen lagen. Die insgesamt zehn Eier sind eindeutig als Beigabe anzusprechen, ein Brauch der im Kloster Lüne vom 17. bis zum 19. Jahrhundert ausgeübt wurde. Die Beigabe von Hühner- oder Gänseeiern ist vereinzelt aus Erdgräbern belegt. Im christlichen Glauben wird das Ei zum Symbol der Auferstehung und so bildlich mit der Hoffnung auf ein künftiges Leben verknüpft. Das Ausbrechen des reifen Kükens aus dem Ei wird zum Gleichnis für die Auferstehung Christi aus dem Grab.

Aus zahlreichen Gruftbestattungen sind kreuzweise oder zickzackförmig über dem Leichnam fixierte Bänder belegt. Ob diese Bänder praktische Funktion beim Transport hatten oder vielmehr den Leichnam im Sarg fixieren und ihn dadurch an einer Wiederkehr hindern sollten, ist ungewiss. In einigen Fällen ist diese Bindung geschlechtsspezifisch, was auf eine volksgläubische Deutung schließen ließe. Ein eindeutiger Nachweis steht aber noch aus.

In jedem Fall mit dem Volksglauben verbunden sind „unrein“ gewordene Gegenstände, also Dinge, die mit dem toten Körper in Berührung gekommen waren. Beispiele dafür sind Käämme, Schwämme oder Rasierzeug, die ebenfalls in mehreren Gräften zu beobachten sind. Solche Utensilien wurden bei der Leichenwaschung verwendet und galten als unheilbringend, weswegen sie im Sarg belassen wurden.



Abb. 7: Quedlinburg, St. Wiperti-Friedhof. Schlüssel mit den Symbolen für Glaube, Liebe und Hoffnung, 19. Jahrhundert.



Abb. 9: Hamburg, Gruft unter der St. Michaelis-Kirche. Ouroboros, Zinn-Blei-Legierung, Dm 14 cm.

¹³ Diane 2004/05; Wiethold 2005.

Andreas Ströbl M.A.
Ascherberg 10, D-37134 Rosdorf
stroeb.andreas@web.de

Dana Vick M.A.
Flotowstr. 29, D-22083 Hamburg
dana_vick@gmx.de

Als Sargbeschlag bislang unbekannt ist ein kleiner Schmetterling aus Weichmetall, der mittels einer Kupferdrahtspirale an einem Sarg in der Michelgruft befestigt gewesen war. Der Schmetterling versinnbildlicht die entfliehende Seele (Abb. 8).

Wie der Schmetterling ist auch der ebenfalls aus der Michelgruft stammende Ouroboros zwar von Grabsteinen her bekannt, aber als Sargzier wiederum einmalig. Die sich in den Schwanz beißende Schlange symbolisiert das ewige Leben (Abb. 9).

Die aufgeführten Beispiele stellen lediglich einen bescheidenen Einblick in einen überaus reichhaltigen Komplex dar. Die Aspekte der mannigfaltigen Beigaben, unterschiedlicher Formen der Totenkleidung sowie der Särge und ihrer Ornamentik werden durch jeden neu untersuchten Befund erweitert. Auch innerhalb eng gesteckter regionaler, zeitlicher und sozialer Grenzen sind ausgeprägte Varietäten zu beobachten.

Literatur

- Diane, Nadja: Botanische Untersuchungen zu den Pflanzenbeigaben in den Särgen der Schlabrendorffschen Gruft im Dom zu Brandenburg an der Havel; in: Jahresbericht des Historischen Vereins Brandenburg (Havel) 14, 2004/05, 101–104.
- Jungklaus, Bettina u. a.: Neue Erkenntnisse zu den Bestattungen der Parochialkirche in Berlin-Mitte. Anthropologische, historische, kunstgeschichtliche und archäologische Aspekte; in: Mitteilungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte 23, 2002, 29–74.
- Jungklaus, Bettina: Die mumifizierten Toten in der Schlabrendorffschen Gruft, Dom zu Brandenburg (Havel). Ergebnisse der anthropologischen Untersuchung; in: Jahresbericht des Historischen Vereins Brandenburg (Havel) 14, 2004/05, 105–109.
- Krebs, Daniel: Historische Untersuchungen zu den Beigesetzten im Schlabrendorffschen Gruftgewölbe des Doms zu Brandenburg a. d. H.; in: Jahresbericht des Historischen Vereins Brandenburg (Havel) 14, 2004/05, 81–87.
- Luther, Martin: Ob man vor dem Sterben fliehen möge; in: D. Martin Luthers Werke, Kritische Gesamtausgabe 23: Predigten und Schriften 1527. Weimar 1901, 338–379.
- Rainer, Alexandra (Hrsg.): Die Michaeler Gruft in Wien. Retten, was zu retten ist. Wien 2005.
- Ströbl, Andreas: „... das Zeitliche mit dem Ewigen verwechselt ...“; in: Archäologie in Niedersachsen 6, 2003, 132–135.
- Ströbl, Andreas: Zur kunsthistorischen Untersuchung der Särge im Schlabrendorffschen Gruftgewölbe des Doms in Brandenburg a. d. H.; in: Jahresbericht des Historischen Vereins Brandenburg (Havel) 14, 2004/05, 88–93.
- Ströbl, Andreas: Nur alte Bretter und morsche Knochen? Über den Umgang mit neuzeitlichen protestantischen Gräbern an Beispielen; in: Friedhof und Denkmal. Zeitschrift für Sepulkralkultur 2, 2006, 10–19.
- Ströbl, Andreas/Vick, Dana (2007a): Die Bestattungen in der Äbtissinnengruft im Kloster Lüne; in: Archäologie der frühen Neuzeit (Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Archäologie des Mittelalters und der Neuzeit 18). Paderborn 2007, 45–55.
- Ströbl, Andreas/Vick, Dana (2007b): Die Äbtissinnengruft unter der Barbarakapelle im Kloster Lüne in Lüneburg; in: Andraschko, Frank M./Kraus, Barbara/Meller, Birte (Hrsg.): Archäologie zwischen Befund und Rekonstruktion. Ansprache und Anschaulichkeit. Festschrift für Prof. Dr. Renate Rolle. Hamburg 2007, 393–403.
- Ströbl, Andreas/Vick, Dana: Die Einzelgruft des Friedrich Rehren auf dem Michaelisfriedhof in Lüneburg; in: Denkmalpflege in Lüneburg 2008, 75–78.
- Ströbl, Andreas/Vick, Dana: Die Gruft unter der Kirche Johannes der Täufer in Hannover-Wettbergen. Beispiel für behutsamen Umgang mit einem schwierigen Befund; in: Berichte zur Denkmalpflege in Niedersachsen 4, 2009, 147–149.
- Ströbl, Andreas/Vick, Dana: Die Storch/Göldner- und die Gehlergruft auf dem Nikolaifriedhof in Görlitz; in: Denkmalpflege in Sachsen 2010, 48–52.
- Ströbl, Andreas/Vick, Dana: Eine vergessene Nekropole. Die archäologische Dokumentation in der Gruft unter dem Michel; in: Hammaburg N. F. 16, 2011 (im Druck).
- Wiethold, Julian: „... auf Hopfen gebettet“. Botanische Analysen zu den Bestattungen in der Äbtissinnengruft unter der Barbarakapelle im Kloster Lüne; in: Denkmalpflege in Lüneburg 2005, 27–33.
- Wittkopp, Blandine: Archäologisch-volkskundliche Untersuchungen zum Bestattungsbrauch. Zur Ausstattung der Särge und Kleidung der Toten; in: Jahresbericht des Historischen Vereins Brandenburg (Havel) 14, 2004/05, 94–100.

Abbildungsnachweis

Abbildungen 1, 4, 6 und 7: A. Ströbl
Abbildungen 2, 5 und 8: D. Vick
Abbildungen 3 und 9: K. Plessing